

Zeitschrift: Die Vorkämpferin : verficht die Interessen der arbeitenden Frauen
Herausgeber: Frauenkommission der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz
Band: 5 (1910)
Heft: 2

Artikel: Die junge Mutter
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-350113>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

heute der Beruf einer Köchin ein größeres Wissen und Können. Für ein Kindermädchen genügen die Kenntnisse, welche die Volksschule vermittelt. Kaum den Kinderschuhen entronnen, ja häufig genug noch darin steckend, wird das junge Mädchen als fähig erklärt, Kinder zu beaufsichtigen und zu erziehen. Als ob Kindererziehung eine wunders wie leichte und bequeme Arbeit wäre! Wohl kann sich so ein Kindermädchen stundenlang im Sommer mit seinen Schutzbefohlenen draußen in der frischen Luft aufhalten. Die körperliche Anstrengung ist gewiß keine besonders große. Umso mehr werden die Nerven in Mitleidenschaft gezogen. Das immerwährende Hüten und Beaufsichtigen von Kindern gehört zu den aufreibendsten Aufgaben. Zu Boden drückend aber wird die Dienstkraft, wenn das sogenannte Mädchen für alles Kinder-Stubenmädchen und Köchin in einer Person vereinigen muß. Man vergegenwärtige sich in einem solchen Falle doch einmal alle die unzähligen täglichen Obliegenheiten! An einen solchen dienstbaren Hausgeist werden schier unerfüllbare Forderungen gestellt, besonders dann, wenn die Hausfrau selber nur wenig Hand anlegt im Haushalt, wenn sie sozusagen alle ihre Hausfrauen- und Mutterpflichten den willigen Schultern ihres Dienstmädchens aufbürdet. Dieser Typus eines weiblichen Dienstboten, das Mädchen für alles, wird in der heutigen Zeit immer mehr zum begehrten Mäusenputtel in den häuslichen Dienstverrichtungen. Denn die große Masse vom Bürgertum verfügt je länger je weniger über pekuniär ausreichende Mittel zur Befriedigung ihrer Lebensansprüche infolge des machtvollen Aufstrebens des Großkapitalismus, der im heute immer mehr sich verschärfenden Konkurrenzkampf die Existenzmöglichkeit der Kleinunternehmer, der Kleinfabrikanten, des Kleinbürgertums erschwert und untergräbt.

Aus den zürcherischen Enquêtergebnissen.

Nach der in der Stadt Zürich im Winter 1907 auf 1908 erhobenen statistischen Untersuchung unter

den weiblichen Dienstboten, veranstaltet von der christlich-sozialen Partei, sind von den 427 von der Enquête erfaßten Dienstboten 271 angestellt als Mädchen für alles, d. h. für Küche und Haushalt, 85 als Köchinnen, 62 als Zimmermädchen und 9 als Kindermädchen. Auf den ihnen zugestellten Enquêtetbogen ist von all diesen Dienstboten der monatliche Lohn gewissenhaft eingetragen worden. Nicht weniger als 26 verschiedene Lohnansätze wurden vermerkt. Ungefähr ihrer 125 werden monatlich entlohnt mit Fr. 35, ihrer Hundert mit Fr. 30, weitere Hundert mit Fr. 40, während die Entlohnung der übrigen schwankt zwischen dem Mindestlohn von Fr. 15 und dem Höchstlohn von Fr. 60. Für die 427 Dienstmädchen — selbstverständlich nur ein Bruchteil aller auf dem Platze Zürich — ergibt sich ein Durchschnittslohn von rund Fr. 35 im Monat bei einer durchschnittlich täglichen Arbeitszeit von 15 Stunden. Die geringste tägliche Arbeitszeit beläuft sich auf 9 $\frac{1}{2}$ Stunden, die höchste dagegen auf das Doppelte, auf 18 Stunden.

Wohl mag einem im ersten Augenblick der durchschnittliche Monatslohn von Fr. 35 als ein verhältnismäßig hohes Einkommen erscheinen, weil die Sorge für Lebensunterhalt und Wohnung ja nicht in Frage kommt. Man muß aber hier bedenken, daß das Äußere, die Kleidung eines Dienstmädchens höheren Anforderungen genügen muß, als dies z. B. beim Fabrikmädchen der Fall ist. Und zudem ist gerade die häusliche Arbeit eine Betätigung, welche die Kleider rasch abnützt und einen verhältnismäßig großen Verbrauch an Kleidern und Schuhen verursacht. Viele Dienstmädchen haben aber nicht nur für sich allein zu sorgen. Es müssen Eltern und Geschwister unterstützt werden und häufig genug lastet auf ihnen die Ernährung von unehelichen Kindern, für die monatlich der größere Teil vom Einkommen geopfert werden muß. Das sind die Bedauernswertesten aller Dienstboten. Solch unglückliche Mädchen sind wehrlos aller Ausbeutung preisgegeben. Um

Die junge Mutter.

Vor einem bekannten Mietbureau hielt ein eleganter Wagen, in dem eine junge hübsche Frau saß. Aus dem Fenster schaute das härtige Gesicht des Besitzers heraus, der beim Anblick der vornehmen Kundin ihr lächelnd entgegensehte. Die Dame stieg nicht aus, sondern wartete im Wagen, bis der Besitzer kam.

„Ich brauche eine Amme,“ sagte die junge Frau, nachdem der Inhaber des Mietbureaus sich tief vor ihr verneigt hatte. „Sie muß jung und gesund sein und in zwei Monaten antreten.“

Das Gesicht des Bureauinhabers erstrahlte, er begann, eifrig seine lebende Ware zu preisen, an der es bei ihm niemals mangelte.

„Noch heute schicke ich eine Person, gnädige Frau . . . prächtiges Material für eine Amme . . . ein ganz junges Geschöpf . . . Sie kam erst gestern zu mir; in einem Monat soll sie selber Mutter wer-

den, zum erstenmal . . . Es wird eine erstklassige Amme sein . . . Gnädige Frau sollen zufrieden sein.“

„Schön,“ sagte die junge Frau erfreut, „schicken Sie sie mir sogleich. Auf den Gehalt kommt es nicht an, die Hauptsache ist, daß sie gesund und jung ist!“

Der Wagen rollte davon, aber um das Gesicht des Bureauinhabers spielte noch lange ein behagliches Lächeln und er rieb die Hände vor Vergnügen.

Am nächsten Tage, um die Mittagszeit, als die Köchin gerade mit dem Anrichten des Essens eifrig beschäftigt war, öffnete eine junge Bettlerin die Küchentür.

„Gehet mit Gott! Jetzt kommt Ihr ungelegen!“ sagte die Köchin, mit einem flüchtigen Blicke die Bettlerin musternd.

„Ich komme, mich als Amme zu vermieten,“ flüsterte jene als Antwort.

Die Köchin blieb nun stehen, stemmte ihre bis

ihrer Kinder willen lassen sie sich körperlich und seelisch abquälen, weil mit ihrer Stellenlosigkeit das Leben ihrer Kinder gefährdet, oft auf's Spiel gesetzt wird. Solch arme bellagenswerte dienende Frauen und Mädchen können keine Ersparnisse beiseite legen, sich keinen Notpfennig für's Alter erübrigen. Für sie heißt ihr Los dienen bis ans Lebensende, dienen, so lange der müde Rücken die Arbeitslast zu tragen vermag, dienen und immer dienen bis zur Arbeitsunfähigkeit, dienen, bis man sie wie ein verbrauchtes, wurmfühiges Möbelstück auf die Seite wirft. — Ist dieses Bild zu düster gemalt? Wohl kaum!

Die Stellenvermittlung.

Die Gebühren für die Dienstvermittlung sind oftmals eine Steuer, die unter Umständen schwer drückt. Es ist eine außerordentlich beachtenswerte Wohlthat, welche bei uns in der Schweiz wie anderorts mit der Errichtung von Dienstvermittlungsbureau durch die bürgerlichen Frauenvereine für die Dienstboten ins Leben gerufen wurde. Aber trotzdem sind noch genug private Vermittlungsbureau vorhanden, die manches arme, unerfahrene Mädchen ausbeuten. Es würde jedenfalls viel interessantes Tatsachenmaterial zutage gefördert, wenn man dem Gebahren einzelner dieser Privatbureau eine spezielle Aufmerksamkeit zuwenden wollte. Denn erst mit der Organisation der Dienstmädchen wird diese Art der privaten Arbeitsvermittlung verschwinden und werden zweckdienlichere Einrichtungen geschaffen werden.

Schattenseiten im Dienstbotenleben.

Logiszwang und Mangel an freier Zeit.

Als ein Uebelstand im Dienstverhältnis muß das Wohnen im Hause der Herrschaft bezeichnet werden, wie das ja allgemein üblich ist. Vollständige Abhängigkeit ist die Folge davon, immerwährende Arbeitsbereitschaft, so daß der Dienstbote eigentlich den ganzen Tag keinen Augenblick nur sich selbst angehören kann. Neben dem Sonntagnachmittag, der

zum Ellbogen entblößten Arme auf die runden Hüften und betrachtete mit Staunen diese armselig aussehende Amme.

„So so,“ schüttelte die Köchin den Kopf, „und ich glaubte, Sie kämen betteln . . .“

„Meine Sachen sind vertragen . . .“ entgegnete das junge Weib mit leiser Stimme und einem Blick auf ihre zerlumpte Kleidung, die ihre jungen Formen bedeckte.

„Sie sind kaum den Kinderjahren entwachsen!“ sagte die Köchin in weicherem Tone . . . Nicht verheiratet . . . Wohl noch sehr jung?“

„Achtzehn, im neunzehnten,“ antwortete das junge Weib mit ebenso leiser, schüchternen Stimme wie zuvor.

„Sehen Sie sich vorläufig,“ bat die Köchin, indem sie auf die Bank zeigte. „Ich richte das Mittagessen an und melde Sie dann an. Aus dem Bureau, nicht wahr?“

„Ja.“

in zahlreichen Fällen freigegeben wird und $3\frac{1}{2}$ —5 Stunden andauert laut der oben angeführten Zürcher Enquete, ist die freie Zeit an Werktagen äußerst spärlich bemessen. Von den 427 die Untersuchungsbogen ganz oder teilweise beantwortenden Dienstmädchen verfügen ungefähr 100 über gar keine freie Zeit, während den übrigen im Monat 1 bis allerhöchstens 5 Stunden Freizeit zu ihrer Verfügung steht.

Die unzureichenden Wohn- und Schlafräume.

Die Schlafräume sind bei uns in der Schweiz in weitaus den meisten Fällen als zureichende, wenn auch nicht immer einwandfreie, zu bezeichnen — eine Folge der neuen Bauverordnungen und Polizeivorschriften, die mit den früheren unhaltbaren Zuständen aufgeräumt haben. Die Steigerung der Lebensansprüche, des Luxus unter der Aristokratie und Bourgeoisie, die mit den Einnahmen nicht gleichen Schritt hält, führt zu einem Sparsystem, das da angewendet wird, wo es sich nach außen am wenigsten bemerkbar macht. In den großstädtischen neu-modischen Wohnungen kommt dieses Bestreben deutlich zum Ausdruck, wo die Schlafzimmer- und Salonräumlichkeiten eine Platzverschwendung aufweisen, während die Schlafzimmer schon viel kleiner und dunkler sind. Eigene Wohnzimmer für Dienstboten, wo sie ihre Bekannten und Freundinnen zum Besuch erwarten können, sind bei uns in Europa eine Seltenheit. Nur die amerikanischen und englischen Dienstboten verfügen über eigene Wohnräume, wo sie zugleich ihre Mahlzeiten einnehmen. Bei uns in Europa bildet die Küche fast immer das Wohn-, Ess- und Empfangszimmer der Dienenden.

Die Arbeitszeit.

Vielfach wird das Los des Dienstmädchens gegenüber dem der Fabrikarbeiterin als ein glänzendes hingestellt. Was Wohnung und Lebensunterhalt anbetrifft, ist kaum ein Unterschied festzustellen, wohl aber ein gewaltig großer Unterschied hinsichtlich der Arbeitszeit. Hat in früheren Jahrhunderten

Die Köchin nahm einen Topf mit starker Hühnerbouillon vom Herd und goß sie durch ein Sieb in eine große Porzellanterrine. Die Suppe sah aus wie heller Bernstein; das Huhn legte die Köchin auf eine Platte . . . Suppe und Huhn dampften und verbreiteten einen appetitlichen Wohlgeruch in der Küche.

Jetzt trat Anna, das Stubenmädchen, mit einer schneeweißen, gestärkten Schürze in die Küche und musterte die Fremde, die auch sie für eine Bettlerin hielt. Sie nahm die Terrine und wollte gerade gehen, als die Köchin zu ihr sagte:

„Anna, melden Sie der gnädigen Frau, daß eine Amme sich vorstellen kam und wartet.“

Anna sah mit großen Augen zuerst die Köchin, dann die „Bettlerin“ an.

„Es hat wohl Zeit bis nach Tisch,“ antwortete Anna endlich und verließ die Küche. Als sie wieder erschien, um das nächste Gericht zu holen, ließ sie ihre neugierigen Blicke über die „Bettlerin“ gleiten

das Merkmal des Sklaventums und der Leibeigenschaft darin bestanden, daß der Landesherr mit der Person seines Sklaven, seines Leibeigenen, dessen ganze Arbeitskraft, dessen ganzes Leben kaufte, so liegt auch heute noch dieses Merkmal, dieses Charakteristikum im Dienstbotenwesen. Verkauft der Arbeiter nur einen Teil und zwar den allergrößten Teil seiner Arbeitskraft an den Unternehmer, so verkauft der Dienstbote dagegen auch heute noch seiner Herrschaft seine ganze Arbeitskraft, seine ganze Person. Zu jeder Zeit, bei Tag und Nacht, muß er auf Verlangen dienstbereit dem Ruf, dem Wink seiner Vorgesetzten Folge leisten. „Mit welchem Entsetzen,“ sagt Anton Menger in seinem Buch: „Das bürgerliche Recht und die besitzlosen Klassen“, „sehen die Sozialpolitiker der Gegenwart auf die ungemessenen Frohnden früherer Jahrhunderte zurück, ohne daran zu denken, daß sie zu ihren Dienstboten in einem ganz ähnlichen Rechtsverhältnis stehen. Denn,“ fährt er weiter, „wenn man das Wesen vom Dienstvertrag darin sieht, daß der Arbeiter dem Dienstherrn seine Arbeitskraft für eine bestimmte Zeit oder einen bestimmten Zweck zur Verfügung stellt, so haben unsere Dienstboten in Wirklichkeit einen Normalarbeitstag von 24 Stunden.“

Die Fehler der Dienstboten — die Folge der Mängel im Dienstverhältnis.

Die Folge der niedrigen Löhne, der mangelhaften Wohnungsverhältnisse, des oftmals auch ungenügenden Lebensunterhaltes, der verlangten immerwährenden Arbeitsbereitschaft, des Mangels an freier Zeit, zeigen sich in den Eigenschaften, in den Fehlern der Dienstboten, über welche die Hausfrauen sich in allen möglichen Tonarten nicht laut genug beklagen können. Ist es denn z. B. wirklich verwunderlich, daß die Dienstmädchen auf die Straße, in den Gemüseladen etc. laufen, um zu plaudern, um zu schwätzen, wenn ihnen eben keine Möglichkeit gegeben ist, mit ihresgleichen zu verkehren? Durch die ihnen auferlegte Einsamkeit und Abge-

schlossenheit mit Hilfe der ständigen Kontrolle auch der bestgefinnten Hausfrau, wächst die Sehnsucht nach dem Verkehr mit ihresgleichen zu einem unwiderstehlichen Verlangen an. Denn auch der liebevolle Versuch vieler gutmütiger, aber eben unverständiger Hausfrauen, das Dienstmädchen familiär zu behandeln, indem es am gemeinsamen Mittagstisch teilnehmen, indem es an der Seite der Frau am Nachmittag nähen und flicken kann — alles das bietet keinen Ersatz für den Verkehr mit ihren Klaffengenossinnen. Daher die Verlogenheit und Heimlichkeitserei, die vielen Dienstboten sozusagen zur zweiten Natur geworden sind. Ebenso haben Lieberlichkeit und Sittenlosigkeit ihre tiefen Ursachen in diesen sozialen Verhältnissen. Weil den Dienenden nicht genügend Raum geboten ist zu harmlosen Jugendfreuden, empfangen sie heimlich in der Nacht ihre Besuche oder gehen auf nächtliche Abenteuer aus. Es gehört eine außerordentlich große sittliche Kraft und Festigkeit dazu, wenn ein solches Mädchen rein bleiben will.

„Werdet nur Dienstmädchen!“

Aus all den angeführten Tatsachen geht als folgerichtig hervor, daß den übrigen Arbeiterinnen zur Befreiung aus ihrer sozialen Notlage durchaus nicht gedient ist mit dem allbeliebtesten Schlagwort: Werdet nur Dienstmädchen! Auch wenn für die jungen Mädchen eine Art Dienstzwang, das sogenannte weibliche Dienstjahr eingeführt würde, vermöchte diese Institution doch nicht zu einem wirklichen Segen für den Arbeiterhaushalt sich zu gestalten. Es müßten denn vorerst die Ursachen der heutigen wirtschaftlichen Mißstände beseitigt und umgewandelt, vorab die Arbeits- und Lebensbedingungen der arbeitenden Klasse derart umgestaltet werden, daß die Sicherung der Existenz ein unveräußerliches Recht aller arbeitsfähigen Menschen bilden würde.

Die Begründung der Dienstbotennot durch die Dienenden selbst.

Auf die Frage nach den Gründen des Mangels

und verständigte sich schweigend mit der Köchin, deren zusammengepreßte Lippen eine Mißbilligung darüber ausdrückten, wie man eine solche Amme von der Straße auflesen konnte.

Der Duft, der den gebratenen Kartoffeln und dem Huhn entstieg, das die Köchin jetzt transchierte, reizte Marthas — der zukünftigen Amme — Geruchssinn immer stärker. Sie konnte sich nicht mehr erinnern, wann sie so schmackhafte Gerichte zum letztenmal gegessen hatte. Solche Dinge hatte sie nicht einmal im Traum gesehen; aber auch einfache Gerichte hatte sie lange nicht mehr gegessen — seitdem sie sich Mutter fühlte. . . Sie schämte sich, einzugesehen, daß sie seit drei Monaten von der Gnade der Leute lebte. In Stellung wird „eine solche“ nicht genommen und andere Arbeit verstand sie nicht. Sie war verhungert, abgemagert, zerlumpt. . . Seit heute Morgens hatte sie nichts im Munde. . . Ein paar Centimes, die sie zusammengebettelt hatte, mußte sie im Bureau abgeben; mehr hatte sie nicht.

. . . Marthas Gesicht wurde unter dem Einfluß des schmachhaften Geruches immer trauriger; ein krampfhaftes Lächeln zog ihre Lippen zusammen und ihre Augen verfolgten eifrig die Bewegungen der Köchin, die gewandt die Gerichte für die Herrschaften auflegte. Die Köchin war offenbar satt und gleichgültig gegen die Leckerbissen, die sie hineinschickte; über ihre Finger floß Fett, das sie an ihrer Schürze abwischte. Martha hätte vor Hunger die Finger der Köchin ablecken mögen und die Teller, die von dem herrschaftlichen Tisch zurückkamen. Ein unüberwindbarer Hunger quälte sie.

Sie rechtfertigte ihre Gier damit, daß „er“ zu essen verlangte. Schon seit langem betrachtete sie ihr Kind, das noch nicht geboren war, als ein wirkliches Wesen. Wenn sie hungrig war, ergriff sie eilig alles, was ihr unter die Hände fiel, und verschluckte es hastig, damit „er“ sich beruhige und dort nicht schreie. „Er“ fühlt da wahrscheinlich den Geruch und möchte essen, dachte Martha. O wie gern möchte sie ihn mit

an Freude am Dienstbotenstand antworteten 179 von den 427 Zürcher Dienstboten gar nicht, während von den anderen eine große Anzahl mehr als einen Grund anführten. Es wird geltend gemacht, daß sie zu wenig freie Zeit haben, zu wenig Freiheit, daß sie angebunden, eingeschränkt, eingepfercht seien, daß man sie gering schätze, zu wenig achte usw., daß sie fremd gehalten, nicht familiär behandelt werden, daß sie sogar schlecht behandelt werden, unterdrückt, als Sklaven behandelt und den Hund machen müssen. Andere beklagen sich über allzuviel Arbeit, über zu geringen Lohn; wieder andere glauben, sie wären fürs Alter besser versorgt, wenn sie einen Beruf hätten usw. usw.

Die sich ankündende Revolution im Reiche der Frauen — in der Häuslichkeit.

Wer einen tieferen Blick hineintut in die sozialen häuslichen Verhältnisse, dem kann es nicht entgehen, wie langsam und fast unvermerkt eine Umwandlung im Haushalt sich vollzieht, wie die speziell häuslichen Berrichtungen mehr und mehr von außer dem Hause wohnenden Arbeitskräften übernommen werden. Daneben ist eine rasche Ausbreitung der Pensionen und Wirtshäuser zu verzeichnen, die das bisherige Familienleben um den eigenen Herd ernsthaft bedrohen. Das Pensionsleben in England und Amerika, das nicht nur von den Männern begünstigt, sondern in den heutigen Tagen von Frauen und ganzen Familien in gleicher Weise bevorzugt wird, deutet darauf hin, daß der private Haushalt mit der Zeit verschwinden und an seine Stelle der zentralisierte Haushaltbetrieb vornehmlich in den Städten in nicht allzu ferner Zukunft treten wird.

Die Organisation, die einzige Hilfe aus der Dienstbotennot.

Die heutige Dienstbotenfrage ist durch obige Perspektive aber nicht aus der Welt geschafft. Ihre Lösung liegt wie die Arbeiterfrage überhaupt weniger auf gesetzlichem Gebiet; sie ist vielmehr eine Sache der Selbsthilfe; sie bedingt vor allem ein lebhaftes

Zusammenwirken der Beteiligten, der Dienstboten selber. Einzig und allein nur auf dem Wege der Organisation wird es gelingen, auch im Dienstbotengewesen bessern zeitgemäßen Verhältnissen zum Durchbruch zu verhelfen. Auf keinem Gebiet der Sozialreform aber ist die Selbsthilfe so wichtig wie gerade in der Dienstbotenfrage. Nirgends stehen sich Reich und Arm so unmittelbar gegenüber wie in der Häuslichkeit; nirgends kommen die Klassengegensätze wie gerade hier so schroff zum Ausdruck.

Das ganze große soziale Elend unseres Zeitalters, das mit seinem Gold die arbeitende Menschheit, Männer Frauen und Kinder erbarmungslos beherrscht und knechtet, wird eben erst beseitigt werden durch jenen siegreichen Erlöser, den Sozialismus, der allen Schmerz und alle Qual, alle Gewalttat und alles Unrecht bannen und die ganze Menschheit hineinführen wird in ein neues Zeitalter, wo Gerechtigkeit und wahre Menschenliebe die sorgsamten Hüter und Beschirmer allen Menschengutes und Menschenfleißes sein werden.

Kinder und Sonnenschein.

Wenn Kinder sollen recht gedeih'n,
So brauchen sie viel Sonnenschein,
Viel Sonnenschein vom Himmelsrund
Und Sonnenschein aus Herzensgrund.
Viel Sonnenschein für das Gemüt,
Damit zur Tugend es erblüht;
Viel Sonnenschein fürs junge Herz,
Damit es einst ertrag' den Schmerz.
Nur in der Sonne lichte[m] Glanz
Erblüht die Menschenblume ganz,
Und nur der Liebe holder Stern
Erschließt der Menschenknospe Kern.
Die Liebe und der Sonnenschein
Sind schwacher Kinder Englein —
O holde Liebe! Güttig Licht!
Warum lacht jedem Kind ihr nicht?

Robert Seibel.

all den guten Gerichten nähren! Außer Thee und trockenem Brot mit Zwiebel hat er lange nichts bekommen. . . Schon traten die Tränen in ihre Augen, als in der Küche die gnädige Frau selber erschien. Sie war jung und hübsch; in ihren Zügen spiegelte sich die Ahnung des nahen Mutterglücks; ihr ganzes Dasein konzentrierte sich bei ihr ebenso wie bei Martha auf „ihn“. Sie liebte, schonte und liebte „ihn“ und auch die Umgebung war nicht minder um „ihn“ besorgt. Das erste Kind wurde erwartet und es schien, als müßte alles diesem Kinde dienen.

„Sß, bitte, mehr, es ist für das Kind gut,“ bemerkte der Gatte.

Du solltest ein wenig spazieren gehen,“ meinte die Mutter; „es ist gut für das Kind.“ Und nun kam die Amme, auch für „ihn“.

„Aber, mein Gott, wie elend, wie unglücklich und abgemagert ist sie!“ dachte im stillen die junge Frau, indem sie Martha betrachtete, die sich bei ih-

rem Eintreten erhoben hatte.

„Wie heißt du?“

„Martha.“

„Kommst du aus dem Bureau?“

„Zarwohl.“

„Bist du gesund?“

„Ja, gnädige Frau.“

„Nun, übrigens wird dich unser Hausarzt untersuchen.“

Kurze Pause.

„Und was hast du betreffs des Kindes beschlossen? . . . Hier im Hause darfst du es keinesfalls behalten.“

„Ich werde es abgeben,“ antwortete Martha zögernd und biß auf die Unterlippe, damit sie nicht zittere.

„Wohin?“

„Aufs Land.“

„Warum denn aufs Land?“ mischte sich jetzt die Köchin in die Unterhaltung. „Dort wird man's

Im Lande herum.

Empörungsschrei eines Zürcher Dienstmädchens.

Das „Volkrecht“ veröffentlicht folgende Schlüßsätze eines längeren Schreibens von der Schwester eines früher ebenfalls als Diensthote tätigen Mädchens:

„Nun sind wir beide verheiratet, und wenn ich zurückdenke an die früheren Zeiten, so erfährt mich eine wilde Wut gegen diese Art Menschen. Ich habe nur den einen Wunsch: daß auch die Diensthoten endlich durch Vereinigung in den Stand gesetzt werden könnten, wie die fortgeschrittenen Arbeiter, eine solche, den Menschen unter das Tier erniedrigende Behandlung für immer zu verunmöglichen.“

Hierzu ein

Gegenstück aus Winterthur.

Ein Dienstmädchen erhält bei seinem Dienstaustritt von der Meistersfrau folgendes wortgetreue Zeugnis:

„Unterzeichnete bezeugt hiemit, daß — folgt Name und Heimatort des Mädchens — mit dem 30. März 1909 bei mir gedient und während dieser Zeit in Beziehung auf Leistung und Treue meine Zufriedenheit erworben, somit in's bestens empfohlen kann.

Winterthur, den 31. Oktober 1909.

Frau“

Kaum hat das Dienstmädchen ordnungsgemäß die alte Stelle verlassen und eine neue angetreten, so erscheint Sonntags die Meistersfrau bei der neuen Herrschaft und durchsucht in ganz auffälliger Weise das Zimmer und die Habseligkeiten des Mädchens. Offenbar infolge der Resultatlosigkeit ihres Beginns in eine üble Laune versetzt, sucht sie ihren erregten Gefühlen durch einen ganz niedrigen Racheakt Luft zu verschaffen, indem sie auf eine für das Dienstmädchen anlangende Postkarte neben die

hungern lassen. Sie tun besser, es in der Erziehungsanstalt unterzubringen. Da wird's wenigstens satt.“

„Das ist wahr,“ bestätigte die Dame.

Martha ließ den Kopf sinken. Ein Knäuel schien ihre Kehle zusammenzupressen und sie zu würgen; im Munde fühlte sie eine heiße Trockenheit.

„. . . In's Erziehungshaus . . . Dann muß man ein für allemal Abschied nehmen . . .“ sagte Martha ganz schüchtern und leise.

„Seht mal ihre Sorgen!“ rief die Köchin, die Hände zusammenklatschend. „Was denken Sie sich denn? Wie alt sind Sie? Es wird nicht der letzte sein, seien Sie versichert . . . Und was wollen Sie später mit ihm anfangen? . . . Nein, liebes Mädchen, solange es noch klein ist und nichts versteht, geben Sie es ab . . . Vielleicht nimmt es jemand ins Haus zur Erziehung . . . Vielleicht kommt's zu guten Leuten . . . Was hat es bei Ihnen? Wer wird Sie mit dem Kinde in Stellung nehmen? Es kommt nichts Gutes heraus, weder für Sie noch für das Kind!“ (Schluß folgt.)

Adresse eigenhändig das Wort „Schnörreliese“ schreibt, einen ihr vielleicht auch sonst geläufigen — Rosenamen. Das Dienstmädchen, das übrigens auf den Namen Elise hört, empfand diese Art der Beleidigung doppelt schwer.

Muß man sich angesichts solcher Vorkommnisse nicht ernstlich die Frage vorlegen: Wo liegt denn eigentlich der Mangel an Verstandes- und Herzensbildung, bei den Dienstmädchen oder den ehrenwerten Herrschaften selber? — — —

Auf eine für die Arbeiterschaft aller Länder vorbildliche Errungenschaft darf Zürich stolz sein.

Das alkoholfreie Volkshaus

ist unter Dach. Am Aufrichtmahl hielt Genosse Robert Seidel, als ältestes Mitglied des Initiativkomitees, eine die Leidensgeschichte und die Bedeutung des Volkshauses skizzierende Ansprache. Noch nirgends gibt es ein von Privaten, von einem städtischen Gemeinwesen und von einer großen Arbeiterorganisation geschaffenes, vollständig alkoholfreies Volkshaus. Das Zürcher wird und soll ein Muster für andere werden als Kampfmittel gegen den Alkoholismus. In Finnland hat sich die organisierte Arbeiterschaft für das gesetzliche Verbot des Alkohols erklärt, in Schweden wurde beim Generalstreik ein großer moralischer Sieg in aller Ruhe errungen, dank der Enthaltung vom Alkohol, und in Deutschland kämpft jetzt die Arbeiterschaft erfolgreich mit einem Schnapsbohntott (Bohntott = Berruf) gegen die Schnaps-Funker. Die Abstinenz ist ein großes Machtmittel der Arbeiterschaft in ihrem Befreiungskampfe.

Die Abstinenz bedeutet für die Frauen und Mütter im besonderen einen Glücks- und Freudenbringer. Möchte das Zürcher Volkshaus in diesem Sinne allüberallhin seinen stillen Segen auswirken und binnen kurzem nicht mehr die einzige gesellige, die Volkswohlfahrt schützende und festigende Stätte sein, vielmehr eine unter Hunderten, eine unter Tausenden!

Mutterschaft.

Ich war kaum elf Jahre alt, da erinnere ich mich, wie ein junger Gast des Grafen, bei dem mein Vater in Diensten stand, aus Mutwillen eine Reh Mutter anschoß. Als Vater sie hinter einem niederen Gehüßlich ängstlich kauern sah, nahm er das zitternde Tier in seinen Arm, untersuchte es und trug mir, der ich ihn damals begleitete, auf, so schnell als möglich Wasser von der Quelle zu bringen. Ich lief so eilig ich konnte. Er wusch die Stelle sorgfältig aus, suchte nach der Schrotkugel, die er richtig fand, nahm sein Taschentuch, zerriß es und verband damit die Wunde. Das Tier zitterte am ganzen Körper und sah mit seinen klugen, großen Augen ängstlich drein.

„Sind denn nicht die Rehe zum Erschießen da?“ fragte ich den Vater. Er aber hieß mich neben das Tier knien und sagte: „Siehst du, Junge, dieses Reh ist eine Mutter, hier trägt es ein Junges, und so lange es das trägt, soll man ihr nichts antun, denn dann ist sie wie eine Menschen-Mutter, die ihr Kind im Schoße hält.“